
Ilse Helbrecht Denkraum Stadt

Wenn das Wissen wachsen würde wie junges Obst an den früh-sommerlichen Zweigen der Bäume, so ließe sich die Ernte der Wissensgesellschaft mühelos einbringen. Die Wissenszüchter hätten es leichter mit der Steigerung der Erträge vom Baum der Erkenntnis. Unter kontrollierten Anbaubedingungen könnten sie die Erzeugung unterschiedlicher Wissensformen artgerecht fördern gleich der individuellen gärtnerischen Pflege von Apfel-, Birn- oder Pflaumenbäumen. Private Forschungseinrichtungen und öffentliche Universitäten könnten zielgerichtet ihre Chancen nutzen, um durch den Einsatz von wissensartgerechtem Düngemittel für Produkt- oder Verfahrensinnovationen, der geistigen Schädlingsbekämpfung, Gedanken-Bewässerung, Beschneidung abseitiger Denkwege sowie künstlicher Beleuchtung der Einfallskraft die Produktivität der Beschäftigten zu erhöhen. Die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft im globalen Wettstreit um innovative Technologien, Managementkonzepte oder Produktideen würde systematisch gestärkt. Arbeitsplätze würden geschaffen durch die Beschäftigung von Wissenszüchtern und Wissensberatern. Die Wissensarbeiter selbst hätten weniger Sorge um das Versiegen ihrer Fruchtbarkeit und die zyklisch wiederkehrende Fähigkeit zur Blüte. Aber: Wie wächst das Wissen? Was ist sein besonderer Dünger, was sein Nährboden und was sein idealer Standort? Und welcher Gärtner zieht diese Wertschöpfungsgrundlage der Wissensgesellschaft systematisch heran?

Die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Förderung der Wissensproduktion und den bestmöglichen Standortvoraussetzungen hierfür birgt einiges Rätselhaftes. Deshalb hat sich die Stadtforschung in den letzten beiden Jahrzehnten intensiv mit der Thematik beschäftigt. Dabei haben sich Phasen der skeptischen Einschätzung der Rolle des Standortes in der Wissensproduktion

mit optimistischen Perspektiven zur Zukunft der Stadt als Inkubator des Wissens stetig abgewechselt und überlagert. Die größte Schwierigkeit im Umgang mit dem Faktor Wissen ergibt sich aus seinem immateriellen Charakter. So bestehen logische Probleme, überhaupt kausale Zusammenhänge zwischen der geistigen und damit standortungebundenen Tätigkeit des Denkens und der physisch-materiellen Ausstattung von Städten oder Regionen herzustellen. Denken ist prinzipiell überall möglich: auf der Toilette, im Kaufhaus, auf der Schaukel im Garten, auf einer Almhütte, im Gewühl des Alexanderplatzes oder im Wohnzimmer im 22. Stock eines Hochhauses in Berlin-Marzahn. Gedacht wird immer dort, wo Denker sind. Wie also sollte das Wissen wachsen und sich Denken fördern lassen durch die physische Verankerung des Denkenden in einer bewusst als ›Denkraum‹ gestalteten räumlichen Umwelt? Und was wären solche ›Denkräume‹, also Standorte, die den Prozess der Wissensbildung nähren?

Die gängige Antwort der Forscher hierauf lautet: Wissensgenerierung ist keine einsame Tätigkeit. Die Herstellung, Evaluierung und Verbreitung von Wissen ruht auf dem erfolgreichen Fluss von Informationen zwischen verschiedenen Akteuren. Wissensgenerierung wird im Wesentlichen als das Ergebnis sozialer Interaktionen gesehen. Entscheidend für die Innovationsfähigkeit einzelner Betriebe und ganzer Branchen, einzelner Städte oder ganzer Nationen ist die Qualität der Verflechtungsbeziehungen zwischen den verschiedenen an der Wissensproduktion Beteiligten. Versteht man Wissensgenerierung dergestalt als einen sozialen Prozess, so ist dieser entscheidend davon abhängig, inwieweit sich das Wissen überhaupt zwischen den verschiedenen Beteiligten transportieren lässt.

Nicht jede Form von Wissen ist leichterding von Mensch zu Mensch oder von einer Institution zur anderen zu übermitteln. Nur sogenanntes explizites Wissen, das kodifizierbar ist und zum Beispiel wie Schulwissen unterrichtet werden kann, ist leicht in Büchern, Computern oder Filmen festzuhalten. Solcherart kodifiziertes Wissen ist weltweit verfügbar (so man Zugang zu den Quellen wie Bibliotheken oder Internet hat). Daneben jedoch verfügt der Mensch sehr viel subtiler über implizites, stillschweigendes Wissen (tacit knowledge). Es ist an die Person gebunden

und von dieser zum Teil unbewusst inkorporiert, so dass sie es weder kodifizieren noch artikulieren, noch mittels Medien (Bücher, Filme) weitergeben kann. Ein klassisches Beispiel hierfür ist die Fertigkeit des Fahrrad-Fahrens (Polanyi/Prosch 1996). Das lernt man nicht durch theoretische Beschreibungen über den maximal möglichen Neigungswinkel in einer Kurve, sondern nur, indem man es tut – und dabei auch mal auf die Nase fällt. Still-schweigendes Wissen ist persönlich. Es ist einem derart tief in Fleisch und Blut übergegangen, dass man selbst kaum weiß, was geschieht, wenn man es tut und welchen Wissensschatz man verwendet, wenn man über ihn verfügt. Medizinstudenten lernen an den Universitäten, was man im Hörsaal über Organe und Entzündungen lehren kann. Der Lerneffekt bleibt auf explizites Wissen größtenteils beschränkt. Die diagnostische Fähigkeit eines geübten Mediziners, anhand des individuellen Krankheitsbildes eines Patienten vom Symptom auf die Ursache zu schließen, bildet sich in jahrelanger Praxis als Ergebnis der Erfahrung langsam erst heraus. Sie ist als persönliche Fachkompetenz personengebunden, implizites Wissen. Dieses wird an Hochschulen fast nicht gelehrt, obwohl es ganz entscheidend über die Güte, Präzision und den Erfolg der ärztlichen Kunst bestimmt.

Wesentlich für einen konstruktiven Umgang mit Wissen, die Entdeckung von Neuem wie auch die Anwendung von Bekanntem, ist stets eine Kombination von beidem, von artikulierbarem und stillschweigendem Wissen. Der Wunsch der Wissensgesellschaft, das implizite Wissen als hochkarätiges Erfahrungswissen möglichst intensiv zu nutzen, erfordert die direkte persönliche Begegnung. Dies ist ein Grund, warum trotz hoch entwickelter Informations- und Kommunikationstechniken weiterhin Face-to-face-Interaktion so notwendig ist.

Eben diese unterschiedlichen Eigenschaften der Transferierbarkeit von Wissen sind für die Stadtforschung ein wesentlicher Ausgangspunkt für die Suche nach einem kausalen Zusammenhang zwischen Standorten und der Förderung der Wissensproduktion (→ Läßle). Dabei lässt sie sich zunehmend von einer systemischen Perspektive leiten. Das heißt, sie geht von der Annahme aus – die generell für beide Arten des Wissens gilt –, dass je höher die Kontaktdichte der Akteure ist und je besser die ver-

schiedenen Wissens- und Informationsströme miteinander verbunden sind, desto innovations- und lernfähiger sowohl die einzelnen Beteiligten als auch der gesamte Standort sind, sei es eine Stadtregion oder eine Nation. »Die verschiedenen regionalwissenschaftlichen Ansätze, welche den Innovationsprozeß in den Mittelpunkt der Analyse stellen, konzentrieren sich auf die institutionellen Bedingungen der Wissensgenerierung und des Lernens in regionalen Produktionssystemen. Dabei wird der Innovationsprozeß als Ausdruck eines *interaktiven Lernprozesses* verstanden« (Krätke 2002: 22, Hervorhebung im Original). Um die Funktionsweise interaktiver Lernprozesse theoretisch zu fassen, bestehen konkurrierende konzeptionelle Überlegungen zu Produktionsclustern, industriellen Distrikten, kreativen Milieus und lernenden Regionen.

Die Idee der Produktionscluster beruht auf der Beobachtung, dass die Wettbewerbsfähigkeit von Nationen in engem Zusammenhang mit sektoraler und regionaler Spezialisierung steht. Es wird argumentiert, dass die Transaktionskosten reduziert werden durch die räumliche Konzentration von Branchen und Betrieben, die der gleichen Wertschöpfungskette angehören. Einzelne Betriebe, die auf ähnlichen Märkten agieren, können die Kosten für die Absorption von neuem Wissen reduzieren, wenn sie sich in Clustern ansiedeln. Kostspielige Lernprozesse ruhen dann nicht allein auf den Schultern eines einzelnen Betriebs allein, jeder einzelne Akteur kann in kumulativen Prozessen durch die lokale Verdichtung von Spezialwissen und Spillover-Effekten profitieren (Tichy 2001: 186f.).

Im Theoriestrang der »lernenden Region« wird ebenfalls argumentiert, dass Innovationen das Ergebnis kumulativer Lernprozesse zwischen verschiedenen Kooperationspartnern sind (→ Keim). Die Lernfähigkeit der Akteure in einer Region wird gesehen als Voraussetzung und Resultat von Innovationskraft. Dabei spielen neben den Unternehmungen der Wirtschaft auch öffentliche und private Vereine, Verbände, Kammern, Universitäten ebenso wie bürgerschaftliche Organisationen eine zentrale Rolle. Das Zusammenspiel all dieser Institutionen wird mit dem Begriff der institutionellen Dichte gefasst (Keeble et al. 1999). Da die Kooperationsbereitschaft so vieler unterschiedlicher Partner

nicht von vornherein gegeben ist, sondern sich erst langsam in evolutionären Prozessen herausbildet, ist Regionalentwicklung pfadabhängig und bedarf einer besonderen lokalen Kooperationskultur, damit Regionen als geschmeidige Innovationssysteme funktionieren. Die ›Gleitschmiere‹ hierfür sind soziokulturelle Eigenschaften wie etwa Kontaktfreude, Vertrauen, regional geteilte Werte oder eine gemeinsame Sprache. Diese Aspekte der Wissensgenerierung stellt der Ansatz des kreativen Milieus in den Mittelpunkt. Hier wird das soziale Klima betrachtet, das als Innovationsatmosphäre begrenzend oder fördernd auf die Innovationsfähigkeit von Städten und Regionen wirkt.

Der kurze Überblick zeigt: Die genannten Theorieansätze blicken von unterschiedlichen Standpunkten aus auf das immer wieder gleiche Phänomen. Sie gehören der gleichen Konzeptfamilie an. Sie alle teilen die institutionelle Perspektive und betrachten grundwegs den *sozialen Charakter* der Generierung des Wissens. Die Herstellung von Wissen wird konzipiert als kollektives Projekt. Deshalb werden sie als institutionentheoretische Ansätze bezeichnet. Der gemeinsame Fokus dieser Ansätze ist:

- Die Entstehung von Wissen wird als ein kumulativer Prozess betrachtet, der von der Vernetzung unterschiedlicher Akteursgruppen profitiert.
- Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die Voraussetzungen, die für die erfolgreiche Kooperation der Akteure wesentlich sind. Empirisch wie theoretisch wird das Wechselspiel zwischen räumlicher Nähe, sozialer Nähe (zum Beispiel Alter, Bildung, Geschlecht, Herkunft) und institutioneller Nähe (beispielsweise formelle Allianzen) untersucht.
- Mit dem Fokus auf kollektive Lernprozesse wird die früher übliche Unterscheidung zwischen der Erfindung, Absorption und der Verbreitung des Wissens aufgehoben.

Die institutionelle Perspektive wirft einen erhellenden Blick auf das Verhältnis von Wissen und Standort. Die Bedeutung sozialer Netzwerke führt dazu, dass Wissen zu Teilen auch heute noch trotz Globalisierung und Internet lokal verankert ist. Agglomerationsräume sind demnach geeignete Standorte der Wissensproduktion, weil sie Treffpunkte bieten und Gelegenheiten schaffen zu sozialer Interaktion. Aber würden wir bei diesem Ge-

dankengang stehen bleiben, so wäre die Wissensökonomie nur insofern lokal verankert, als sie eines Mindestmaßes an räumlicher Nähe bedarf, um die nötige soziale Kontaktdichte zu gewährleisten. Städte im europäischen Sinne würden demnach gar nicht gebraucht zur Wissensproduktion. Wissen wäre nur insofern ein lokales Gewächs, als es Produkt zeit-, kosten- und mühesparender verkehrlicher Erreichbarkeit ist.

Das aber ist eine zweifach verkürzte Interpretation dessen, wie das Wissen in die Welt kommt und welche Rolle die Stadt dabei spielt. Erstens reduziert der institutionelle Ansatz die Stadt als Standort der Wissensproduktion auf die nüchterne Rolle als Knotenpunkt in einem Netzwerk von Akteuren, Informationsflüssen und Tauschbeziehungen. Städte werden repräsentiert wie leere Hutschachteln, die – als Behälter quasi seelenlos – das eigentlich Wesentliche der Akteure, Institutionen und Treffpunkte nur enthalten. Stadtleben, Stadtarchitektur, Stadtfaszinationen realer Städte mit all ihrer lockenden, physisch-sinnlichen Präsenz tauchen nicht auf. Es gibt kein München mit seinen eindrucksvollen Prachtstraßen, keinen Bonner Hofgarten, keine urbanen Plätze Berlins und keine Hamburger Hafencity. Es gibt weder hässliche Straßenecken noch interessante Viertel, es gibt keine Gerüche, keine Blicke, keine Mauern, keine verwirrenden Altstadtgrundrisse, keine Stadttore, keine Kirchen und keinen blauen Himmel, in den Turmspitzen hineinragen. In der Institutionenökonomie fehlt fast alles, was an der Stadt physiognomisch wahrnehmbar ist und ihr »geographische Substanz« verleiht (Lautensach 1953: 9). Der institutionentheoretische Ansatz kennt Urbanität nicht und ignoriert die faszinative Macht der Sinne im Stadtleben. Verkennt er damit nicht auch eine der schöpferischsten Möglichkeiten des Wirkens in der Stadt?

Zweitens tauchen in der institutionellen Perspektive die eigentlichen Träger des Wissens und seine Schöpfer, die Individuen, nicht auf. Sie sind nur als Schatten ihrer selbst präsent. Sie üben allein soziale Rollen im Rahmen ihrer institutionellen Funktionen und der Zugehörigkeit zu bestimmten Akteursgruppen aus. Dies ist erstaunlich realitätsfremd. Denn ebenso wie das soziale Umfeld Einfluss nimmt auf die Kreativität und Lernfähigkeit jedes Einzelnen, so ist jedes Kollektiv bei der Suche nach einer Idee auf

die Tatkraft und den Einfall eines Individuums angewiesen. Es ist der einzelne Mensch, der denkt. Anderes ist schon aus physiologischen Gründen nicht möglich, weshalb Kreativität und Wissensgenerierung immer auch – bei aller sozialen Konstruiertheit und Eingebundenheit – Individualleistungen sind. Georg Simmel (1992: 51) (→ Lindner) hat dieses Wechselverhältnis zwischen Individualität und Vergesellschaftung als »soziales Aprio-ri« bezeichnet: »daß der Einzelne mit gewissen Seiten nicht Element der Gesellschaft ist, bildet die positive Bedingung dafür, daß er es mit andern Seiten seines Wesens ist«. Dieser wechselseitige Sachverhalt gilt für die Produktion von Wissen ganz besonders. Die Generierung von Wissen auf kollektive Lernprozesse zu verkürzen, beruht auf einem einseitigen Verständnis des Prozesses, der Denken heißt. Denken ist nicht nur ein soziales Produkt, sondern gleichzeitig ein viel persönlicherer Vorgang, als wir oftmals bereit sind uns einzugestehen. Die Produktion von Wissen ist im Kern nicht nur ein organisatorisches oder institutionelles Problem. Die Herstellung von Wissen ist im strengen Sinne eigentlich gar kein Produktionsprozess. Sie ist ein geschenktes Vermögen, das auf zutiefst Menschlichem beruht.

Für den einzelnen Menschen, der solcherart Träger und (Mit-)Schöpfer des Wissens ist, ist die Stadt weit mehr als nur ein Knotenpunkt mit der Gelegenheit zu sozialer Interaktion. Den Zusammenhang zwischen Individualität, schöpferischer Tätigkeit und der Stadt hat vielleicht niemand lebendiger reflektiert als der Schriftsteller Thomas Mann, als er am 5. Juni 1926 eine Rede zu Ehren der Freien und Hansestadt Lübeck anlässlich ihrer 700-Jahrfeier hielt. In der Ansprache an seine Lübecker »Mitbürger« ging es ihm nicht um Reminiszenzen an seine Kindheit und Jugend, wie es wohl mancher der Festgäste erwartet hatte. Vielmehr legte der Autor ein viel grundlegenderes Bekenntnis zu seiner Heimatstadt Lübeck als Quell seiner Schaffenskraft und Modell seiner Erkenntnis von Welt ab: »Es kam der Tag und die Stunde, wo mir klar wurde, daß niemals der Apfel weit vom Stamme fällt; daß ich als Künstler viel »echter«, viel mehr ein Apfel vom Baume Lübecks war, als ich geahnt hatte; daß es sich nicht nur bei diesem Buch (den Buddenbrooks, I. H.), sondern auch bei allen anderen, bei meinem ganzen Künstlertum, meiner ganzen Produktivität...

um eine Lebensform, um *Lübeck als geistige Lebensform* handelte« (Mann 1990: 385, Hervorhebung im Original).

Lübecker zu sein ist für Thomas Mann keine Äußerlichkeit, die er wie einen Eintrag in der Geburtsurkunde oder im Pass in der Tasche trägt. Vielmehr ist Lübecker zu sein für ihn eine sehr intime Aussage über sich selbst, über seine Individualität ebenso wie seine Fähigkeit zur Wahrnehmung der Welt. Thomas Mann ist durchdrungen »von Lübeck als persönlicher Lebensform und -stimmung und -haltung« (Mann 1990: 387). Er hat die Stadt eingeatmet an jedem Tage seiner Kindheit. Er hat sie inkorporiert, wie man sonst nur die eigenen Organe als lebenswichtige Funktionen in sich trägt. Lübecker zu sein und im Laufe der Jahre in Lübeck als eine geistige Lebensform einzudringen und diese sich zu einem Besitz seiner selbst anzuverwandeln ist das implizite Wissen, das das Leben ihm vergönnt hat. Allein weil er ein großer Schriftsteller ist, kann er artikulieren, was jeder von uns schweigend an städtischen Denkräumen in sich trägt. In seiner Rede wird es sein »Ehrgeiz nachzuweisen, daß Lübeck als Stadt, als Stadtbild und Stadtcharakter, als Landschaft, Sprache, Architektur durchaus nicht nur in »Buddenbrooks«, deren unverleugerten Hintergrund es bildet, seine Rolle spielt, sondern daß es von Anfang bis zu Ende in meiner ganzen Schriftstellerei zu finden ist, sie entscheidend bestimmt und beherrscht« (Mann 1990: 387f.).

Thomas Mann ist mindestens auf dreifache Weise von Lübeck durchdrungen. Erstens ist seine Sprache geprägt von der Kindheit im Norden. Hier meint er weit mehr als nur den Einfluss des Plattdeutschen. Vielmehr führt er seinen eigentümlich unterkühlten Schreibstil auf den Einfluss der Landschaft, den Rhythmus des Meeres und die Farbtöne des Nordens, der Lübecker Bucht zurück. »Seine Palette war es am Ende, derer ich mich bediente, und wenn man meine Farben matt fand, glutlos, enthaltsam, nun, so mögen gewisse Durchblicke zwischen silbrigen Buchenstämmen in eine Pastellblässe von Meer und Himmel daran schuld sein, auf denen mein Auge ruhte, als ich ein Kind und glücklich war« (ebd.: 389).

Auf eine zweite Weise ist Thomas Mann vom physiognomischen Bild Lübecks, seiner Architektur und geographischen Sub-

stanz geprägt. Nur seine Vertrautheit mit dem Ostseehafen Lübeck habe es ihm ermöglicht, die Novelle »Der Tod in Venedig« zu schreiben, »worin ich mich in der verführerisch todverbundenen Stadt, der romantischen Stadt par excellence, einigermaßen zu Hause zeige – und ich gebrauche das Wort ›zu Hause‹ in seinem ganz vollen, eigentlichen Sinn« (ebd.: 392). Es ist sein realer Erfahrungsschatz der Lübecker Wirklichkeiten des Hafens, des Handels, der Städterepublik, von denen das Feuer seiner Erfindungskraft als Grundlage zehrt. Nur Orte, mit denen er von Haus aus vertraut war bzw. zu denen er auf der Basis seiner Erfahrungen eine Beziehung herstellen konnte, werden Gegenstand seines Schreibens und erstehen gedanklich neu als imaginierte Städte und Landschaften. Aber überall, hinter allem und in allem herinnen ist Lübeck.

Die dritte Weise, wie Lübeck sein Schaffen und Denken prägt, ist das geistig-kulturelle Erbe der Hansestadt. »Hanseatum« ist für Thomas Mann eine Geisteshaltung, die er in der Familie erfahren hat und über all die Jahre als lebendigen Alltag Lübecks erlebte. Die Qualitäten bürgerlich-lübeckischen Lebens sind für ihn wesentliche Essenzen seines Lebensstoffs. Aus ihm gewinnt er suchend, indem er immer wieder neu zum Kern Lübecker Geistes vordringt, für seine Erzählungen den Wesensgehalt, indem er individuelle Lübecker Erfahrungen in allgemein-menschliche Eigenschaften transponiert. Abenteuerlust, Furcht, Spott, Pflicht, Verfall der Bürgerlichkeit bis hin zum Mut der Hanseaten, dem Leben zu begegnen – all diese Motive seines Erzählens entnimmt er dem Repertoire der Seelenlandschaften seiner Heimatstadt. Thomas Mann sieht sich selbst als »ein Erzähler von städtischer, von bürgerlicher, von – im allgemeinsten Sinn – lübeckischer Lebensform« (ebd.: 395).

Die Reflexionen Thomas Manns zeigen: Der Mensch wandert, doch die Heimatstadt verlässt den Dichter als innere Landschaft nie. Sie ist sein geistiger Möglichkeitsraum, der Nährboden seines Schaffens, den er als wertvollen Schatz in Form von inkorporierter Sprache, vertraut-geographischem Stadtbild und kultureller Lebensform in sich trägt. Lübeck ist für Thomas Mann die »geistige Lebensform«, die als impliziter Denkraum sein kreatives Vermögen prägt, auch wenn er in Rom, München, Princeton oder

Zürich lebt. Er sagt (ebd.: 377), er sei »als Künstler, als Schriftsteller ein Lübecker geblieben« – und damit als Denker eben auch.

Entscheidend dabei ist: Die lokale Szenerie, die geographische Substanz Lübecks, der Lübecker Bucht, der Ostsee, von Travemünde, der holsteinischen Schweiz sind in den Büchern des Schriftstellers direkt nicht als Landschaftsbeschreibungen enthalten. Es geht nicht um die dichterische Darstellung des Hanseatischen, nicht um die Repräsentation einer Stadt im Werk. Vielmehr sind die Sprache, die Landschaft, die Lebensweise Lübecks tiefer, zu allertiefst eingedrungen in das Individuum, in den Menschen Thomas Mann. Der Nobelpreisträger hat in den Lübecker Besonderheiten das Allgeimeste der Menschheit erforscht. Er hat Lübeck erkundet, und ihm ist die Welt begegnet. Und eben dies meint Thomas Mann, wenn er von Lübeck als einer *geistigen* Lebensform spricht: dass das Allgemeine sich zeigt in dem Besonderen, das man ganz durchdringt. In diesem Sinne ist die Vertiefung und individuelle Erfahrung des Lebens in der Stadt Lübeck und dessen kreative Durchdringung im Prozess des Schreibens zugleich die Verkörperung des Allgeimesten der Welt: »Man gibt das Persönlichste und ist überrascht, das Nationale getroffen zu haben. Man gibt das Nationalste – und siehe, man hat das Allgemeine und Menschliche getroffen – mit viel mehr Sicherheit getroffen, als wenn man sich den Internationalismus programmatisch vorgesetzt hätte« (Mann 1990: 385).

Die Stadt und das Wissen gehören einander also auf mehrfache Weise: Als sozialer Denkraum ist die Stadt ein Ort kollektiven Lernens durch Begegnungen, als individueller Denkraum durchdringt die Stadt den Menschen und wird der stillschweigende Teil seiner schöpferischen Möglichkeitswelt.

Die Denkräume der Kollektive weiten sich zunehmend in die dezentralen Strukturen der urbanen Großregion. Zwischen Großflughafen, Messe-Standort und suburbanem Forschungscampus entsteht ein Archipel funktionaler Denkinseln, bestehend aus sozialen Interaktions- und Lernräumen, mit modernster Technologie hochgradig vernetzt. Die intimeren Denkräume der Individuen zehren von dem an Persönlichkeit reichhaltigeren Nährboden der Urbanität im Zentrum der Stadt. Im Spannungsfeld beider – kollektiv-regionalisierter und individuell-urbani-

sierter Denkräume – liegt die Ambivalenz und Zukunft der europäischen Stadt. Denn Ambivalenz birgt nicht nur Gefahr. Sie enthält wie jeder auf Symbiose gerichtete Gegensatz gleichzeitig die Möglichkeit einer sich beständig erneuernden, lebendigen Entwicklungskraft.